

Kinderliteratur im Gespräch

Zu Gast: Josef Holub (24. 5. 2000)

Die Veranstaltungsreihe „Kinderliteratur im Gespräch“ wird vom Lesezentrum der Pädagogischen Hochschule Heidelberg mit finanzieller Unterstützung der Stiftung für Bildung und Behindertenförderung e.V. (Stuttgart) geplant und durchgeführt. Sie soll durch das Gespräch mit wichtigen Autorinnen und Autoren interessierten Studierenden, Eltern und Lehrenden an Schule wie Hochschule Fragen der Theorie und Geschichte der Kinder- und Jugendliteratur näher bringen.

Zur mittlerweile neunten Veranstaltung in dieser Reihe war Josef Holub eingeladen. Der Kinder- und Jugendbuchautor hat Geschichten vor allem über Jungenfreundschaften vor unterschiedlichem zeitgeschichtlichem Hintergrund verfasst. Es sind dies Erzählungen von naivverschmitztem Humor, die sich gleichwohl ernsthaft den Entwicklungskonflikten Heranwachsender auch unter den Bedingungen extremer gesellschaftlicher Gewaltverhältnisse stellen.

Josef Holub, 1926 im Böhmerwald geboren, hat erst in den 90er Jahren begonnen Bücher zu veröffentlichen, die ihm aber sofort einen beachtlichen Erfolg und mehrere Auszeichnungen einbrachten, so den Peter-Härtling-Preis für Kinderliteratur, den Kinder- und Jugendbuchpreis der Stadt Oldenburg und den Zürcher Kinderbuchpreis „La vache qui lit“.

Das Gespräch mit Josef Holub führte Tatjana Jesch.

Sie haben ja eine recht bunte Biographie. Wenn man Kurzvorstellungen von Ihnen liest, heißt es etwa: „Er machte eine Ausbildung als Lehrer und Verwaltungswirt, als ausgeübte Berufe nennt er Schmuggler, Kunstgewerbler, Ziegeleiarbeiter, Briefträger, Amtsvorsteher und Oberamtsrat bei der Post.“ Wie sind Sie denn zu diesen vielfältigen Beschäftigungen gekommen und was hat Sie dazu veranlasst, als Schmuggler tätig zu werden?

Ich möchte zunächst auf die Frage eingehen, warum ich Schmuggler geworden bin. Das wäre allerdings etwas, was mit der Geschichte in dieser Zeit zu tun hat. In der Tschechoslowakei, in der ich damals lebte, gab es 3 1/2 Millionen Deutsche, die nach dem verlorenen Hitlerkrieg dort weg mussten. Die durften, das war vom Hörensagen bekannt, nur 50 kg ihres Eigentums mitnehmen. Das muss man sich vorstellen, 50 kg, das ist ja nicht viel. Das ist ein Bett, ist ein Topf, ist ein Besteck, vielleicht noch ein Paar Schuhe, alles andere musste dort bleiben. Es musste sogar, wenn es Handtücher oder Bettwäsche waren, frisch gewaschen werden und dann den Tschechen überlassen werden. Wer an der Grenze wohnte, wer einigermaßen über diese Grenze gehen konnte, der hat natürlich versucht, von diesem Eigentum so viel wie möglich über die Grenze zu schleppen, und das tat ich. Ich habe also geschmuggelt, auch Menschen. Ich habe nicht nur, ich bin ehrlich, mein Eigentum hinübergetragen und das meiner Eltern, sondern eben auch das von Tschechen und Slowaken, die schon ahnten, dass der Kommunismus ins Land kommen würde, und die ihr Vermögen auch nach Deutschland bringen wollten. Die haben dann zahlen müssen, das war mein Lebensunterhalt, den ich ja auch brauchte. Mein Eltern bekamen nämlich keinen Lohn und hatten deswegen keine Möglichkeit, ihre Existenz zu sichern. Am liebsten waren mir Dollars, denn Reichsmark waren ja nichts mehr wert. Für eine Reichsmark bekam man ganz wenig, ich glaube 5,- Mark, also eine russische Zigarette. Die Tschechenkronen waren auch nicht viel wert, aber für die bekam man schon etwas mehr. Dollars habe ich am liebsten genommen. Ein Jahr lang habe ich also geschmuggelt. Wie ich zu den anderen Berufen kam, ist ganz einfach. Ich war damals ja ent wurzelt, obwohl ich eine Lehrerausbildung fast vollendet hatte. Zur Hitlerzeit wurde uns gesagt: Wenn der Krieg vorbei ist, könnt ihr sofort als Lehrer einsteigen. Natürlich hat man

nachher nicht mehr respektiert, was Hitler oder seine Leute vom Kultusministerium in München gesagt hatten. Ich bin dann nach dem Krieg nochmals in Schwabach in die Lehrerbildungsanstalt gegangen und war eigentlich fertig mit der Ausbildung. Mittlerweile hatte man sich aber überlegt, dass 4 Jahre, wie es früher war, nicht mehr langten, jetzt sollten es 5 Jahre Ausbildungszeit sein, und das 5. Jahr habe ich nicht mehr geschafft. In dieses Jahr ist die Währungsreform gefallen, ich hatte dann noch 34,- Mark, und mit denen konnte ich kein Studium vollenden. Meine Eltern hatten auch nichts. Es gab ein Stipendium, aber nur von Amerikanern, und dieses Stipendium waren 50,- Mark im Jahr. Also damit konnte man natürlich auch nichts anfangen. Dann bin ich zur Post gegangen. Ich habe noch vieles andere probiert, z. B. die Arbeit als Ziegeleiarbeiter. Da habe ich dann auf die Dachplatten stenografiert, wenn sie noch weich waren. Das ist irgendwann entdeckt worden und man hat es mir verboten. Also jede Tätigkeit intellektueller Art war dort unmöglich. Ich bin also zur Post gegangen. Die haben mich natürlich nicht gleich als Oberamtsrat eingestellt, sondern als Arbeiter, und dort habe ich dann Prüfungen abgelegt, habe den Verwaltungswirt gemacht und bin als Oberamtsrat entlassen worden. Zwischendurch habe ich geheiratet, habe drei Kinder zur Welt bringen helfen, habe ein Haus gebaut, ein kleines Häuschen, das hat mich natürlich auch sehr in Anspruch genommen. Außerdem war ich ehrenamtlich weiß der Kuckuck wo überall tätig. Da schlittert man so rein, ohne dass man es eigentlich will, und das schluckt Zeit, sehr viel Zeit. Und jetzt kommt die Geschichte mit den Büchern, die ich in den 90er Jahren veröffentlicht habe. Eines dieser Bücher, und zwar den „roten Nepomuk“, habe ich schon vor 40 Jahren geschrieben, im Alter von ungefähr 35 Jahren. Nur meinte ich, dass der „Nepomuk“, die Geschichte einer deutsch-tschechischen Freundschaft, überhaupt nicht gefragt sei. In der damaligen Zeit, in den 50er Jahren, waren die Tschechen Kommunisten. Kommunisten mochte man überhaupt nicht damals, und eine Freundschaft zwischen einem Deutschen und einem Tschechen galt als verdächtig. Als Beamter durfte man sowieso zum Ostblock keine Beziehung haben. Ich hatte notgedrungen solche Beziehungen, weil ich als Amtsvorsteher einen Geheimdienstgrad hatte. Die geheimnisvollen Papiere, die ich damals bekommen habe, hätte man auf die Treppe legen können oder auf die Straße, kein Mensch hätte die angeschaut. Man hat aber sehr geheimnisvoll getan, und ich durfte nicht mal mit meinem Onkel, der noch in Tschechien war, korrespondieren. Also es war eine üble Zeit ohne Chancen für einen Roman, der ein deutsch-tschechisches Freundschaftsverhältnis beschreibt. Ich habe ihn dann auch gar nicht weggeschickt, sondern in die Schublade gelegt. Als ich dann in den Ruhestand ging, war der Eisener Vorhang verschwunden und Tschechien war auf einmal ganz nah. Die Tschechen waren echte Nachbarn, man konnte sogar hinübergehen und schauen, wie die ehemaligen Kommunisten aussehen. Man hat festgestellt, es sind eigentlich auch ganz normale Menschen. Und da dachte ich mir, jetzt könnte mein Roman über die deutsch-tschechische Jungenfreundschaft greifen, der könnte Erfolg haben. Ich habe ihn weggeschickt an den Verlag Beltz und Gelberg, ohne Reklame zu machen. Der Herr Gelberg hat mich kurz darauf nachts um halb elf angerufen und hat zugesagt, den Roman zu veröffentlichen. Michael Ende hat angeblich, so hörte ich, sieben Mal seinen Weltbestseller wegschicken müssen, bis ihn ein Verlag genommen hat. Es ist sehr schwer, ein Buch zu veröffentlichen, es gehört Glück dazu. Eigenartigerweise hatte ich es. Das Buch muss auch in die rechten Hände kommen. Ich stelle mir immer einen Lektor vor, der fünf Manuskripte mit nach Hause nimmt, und am Montag sind sie mit einer entsprechenden Würdigung oder Vernichtung abzuliefern. Der Lektor hat aber eine Freundin, geht in die Disco und kommt so gar nicht recht zum Arbeiten. Er liest dann vorne eine Seite oder hinten eine Seite und sagt, das ist nichts. Ob dies dann nochmals von jemandem geprüft wird, das ist sehr die Frage.

Wie Sie eben schon angedeutet haben, ist der Schauplatz ihrer Romane auch das heutige Tschechien, genauer ein Landstrich im Böhmerwald, nahe der bayrischen Grenze. Können Sie ein wenig über die Geschichte dieser Region sagen, die ja eine wichtige Rolle in Ihrem Leben und Schreiben spielt?

Ich stamme aus dem Böhmerwald. Eigenartigerweise nennt man ihn auf der anderen Seite Bayerischer Wald. Aber es ist geographisch alles der Böhmerwald. In der ČSR (im gesamten Böhmen) wohnten früher 3,5 Millionen Deutsche, sehr viele also gegenüber nur 7 Millionen Tschechen. Es gab weniger Slowaken dort, nur 2 1/2 Millionen, und einige Ungarn. Jahrhundertlang ging es recht gut mit der Nachbarschaft der Tschechen und der Deutschen. Es gab wenig Probleme. Mein Name ist ja sogar tschechisch, wenn ich auch als Deutscher aus Tschechien hinausgeworfen worden bin. Von meinen Vorfahren her bin ich auch wirklich rein

deutsch und konnte gar kein Tschechisch. Wir haben die Sprache zwar in der Schule lernen müssen, aber nur zwei Stunden in der Woche. Wer Tschechisch sehr gut konnte, wurde als Verräter angesehen. Die Deutschen wurden ja vom Reich aus, von Hitler-Deutschland, beeinflusst, vor allem die Lehrer. Der böhmische Naziführer Henlein war ja auch ein Lehrer. Die Lehrer haben damals nationalistische Propaganda verbreitet und Hass gesät. Natürlich gab es auch auf der anderen Seite, also auf tschechischer Seite, einen Nationalismus erster Klasse. Es bestanden Gegensätze, die dann auf einmal durch Verhetzung untragbare Verhältnisse nach sich zogen. Die deutschen Kinder haben weiße Strümpfe angezogen, damit man sie gleich als Deutsche erkannt hat. Diese Socken waren ein Zeichen der Deutschen. Die tschechischen Kinder haben auch ihre bestimmte Kleidung gehabt. Wenn die Kinder aufeinander getroffen sind, haben sie sich verschlagen. Es kam immer auf die jeweiligen Mehrheitsverhältnisse an, wer den Sieg davontrug. Das habe ich auch in dem „roten Nepomuk“ geschildert. Dort gehen trotz des bösen gesellschaftlichen Durcheinanders, trotz der hasserfüllten Atmosphäre zwei Jungen – der eine ist Deutscher und der andere ist Tscheche – eine Freundschaft ein. Daher sind sie von beiden Seiten irgendwelchen Repressalien unterworfen. Der Tscheche wird von seinen tschechischen Schulkameraden, von Freunden, die er einmal hatte, geschasst – und umgekehrt der Deutsche natürlich auch.

Dabei hat es, wie gesagt, vorher keine großen Schwierigkeiten im Zusammenleben dieser beiden Volksgruppen gegeben. Mein Name ist tschechisch, ich sagte es schon, und heißt auf Deutsch Taube, so friedlich, wie ich bin. Es gab immer wieder in der Verwandtschaft Verbindungen zwischen den Nationalitäten. Man hatte eine tschechische Großmutter oder einen tschechischen Großvater, ohne dass das irgendwie problematisch gewesen wäre. Erst durch die in erster Linie von Hitler durchgeführte Verhetzung haben sich die Verhältnisse verschlechtert.

Im Roman „Der rote Nepomuk“ kann man sehr gut erkennen, wie die von den Nationalsozialisten propagierten Feindbilder bei der ersten Begegnung der später befreundeten Protagonisten durchaus eine Wirkung zeigen und zunächst zu Feindseligkeiten führen.

Der Roman spiegelt überhaupt sehr detailliert und kenntnisreich die Zeitgeschichte in Böhmen wider. Es werden die verschiedenen wichtigen Persönlichkeiten angesprochen, so z.B. der von Hitler eingesetzte Henlein, der Stimmung machte, um die sogenannten ‚Sudetendeutschen‘ um sich zu versammeln. Sie haben diese Entwicklungen als Junge ja selbst miterlebt, aber beruht die historische Genauigkeit des Romans tatsächlich ausschließlich auf Ihrer Erinnerung oder haben Sie noch andere Quellen herangezogen?

Bei diesem Buch eigentlich nicht. Da geht es wirklich nur um Erinnerungen. Ich sagte schon, dass ich das Manuskript bereits in den 50er Jahren geschrieben habe. Damals wusste ich natürlich noch alles viel besser. Heute könnte ich wahrscheinlich mit dieser Genauigkeit gar nicht mehr schreiben. Ich kannte die geschichtlichen Grundlagen, die in dieser Zeit gegeben waren. Ich habe natürlich auch die in der Region vorgekommenen Erlebnisse und Begebenheiten gekannt. Der Roman ist also - würde ich meinen - zu 90 % tatsächlich autobiografisch. Die Episode über die Nazi-Fahne, die auf der tschechischen Gendarmerie aufgehängt worden ist, hat sich allerdings in einer anderen Stadt ereignet, in Krnov, früher Jägerndorf. Meine Frau hat mir die Geschichte erzählt. Allerdings ist dieser Walter Steiner, den ich im „Nepomuk“ beschreibe, eine historische Figur. Auch er hat eine Hakenkreuzfahne aufgehängt, aber woanders. Ich habe hier also Authentisches vermengt, und so gibt es im Roman einige Kleinigkeiten, die nicht exakt historisch verbürgt sind.

Haben Sie sich auch beim Schreiben des Folge-Romans „Lausige Zeiten“ noch aus ihrer Erinnerung bedienen können?

Die „lausigen Zeiten“ sind sogar noch stärker autobiografisch als „Der rote Nepomuk“, ich würde sagen zu 99 %. Es waren ja damals wirklich lausige Zeiten. Im Jahre 1940 wurde ich ausgewählt, in eine Lehrerbildungsanstalt aufgenommen zu werden, was mich zunächst sehr gefreut hat. Die Enttäuschung war dann groß. Der Rektor dieser Anstalt hatte nämlich mit Pädagogik überhaupt nichts zu tun. Das war ein hoher Hitlerjugendführer, mit Eichenlaub auf den Schultern, der nur gebrüllt hat, der eben nicht Lehrer sein wollte, sondern Führer für die Jugend. Wichtiger als eine pädagogische Ausbildung war ihm, dass die Ideologie des Nationalsozialismus in die angehenden Lehrer hineingepflanzt wurde, damit sie sie an ihre späteren Schüler weitergeben konnten. Dieser Rektor hat die Lehrerbildungsanstalt aufgezogen wie ei-

ne ganz üble Kaserne. Ich kam ja nachher auch noch zum Militär und habe mit Freude festgestellt, dass das Leben bei der deutschen Wehrmacht, wo es eigentlich auch nicht harmlos zugeht, gegenüber dem Leben in der Schule recht angenehm war. Die Schüler waren abhängig vom Rektor, das gab ihm Macht. Wer nicht gespurt hat, den hat er einfach rausgeschmissen, ohne dass irgendjemand hätte einschreiten können. Im Buch ist ein Vorfall beschrieben, bei dem die Schüler nach einem langen Marsch durstig um einen Brunnen herum sitzen mussten, während der Rektor in einer Gaststätte Bier getrunken hat. Vorher hatte es beim Mittagessen versalzene Suppe gegeben, damit der Durst ja recht groß werden sollte. Einer der Schüler hat dann gegen das Verbot aus dem Brunnen getrunken. Den hat der Rektor sich ausziehen lassen bis auf die Unterhose, weil die Uniform Besitz der Anstalt war, und dann konnte er von dort aus heimgehen.

Jetzt sind wir auf zwei Bücher eingegangen, die als zeitgeschichtlichen Hintergrund den Nationalsozialismus haben. Bei dem Buch „Bonifaz und der Räuber Knapp“ handelt es sich hingegen um eine Geschichte aus dem späteren 19. Jahrhundert. Hier ist es ja nun ausgeschlossen, dass Sie aus ihrer Erinnerung geschöpft haben. Ist dieser Roman also in erster Linie fiktional oder ist er ebenfalls historisch fundiert?

Fast alle Grundlagen sind historisch relevant. Da muss ich ein bisschen ausholen. Natürlich konnte ich 1867 noch nicht leben. Ich bin zwar schon sehr alt, aber so alt dann wieder nicht. Ich war aber mal Ortsvorsteher von unserem Dorf und habe in dieser Eigenschaft auch alte Archivalien, eingesehen. Die lagen unterm Dach, von Mäusekot und sonstigem Dreck verschmutzt, und das schien mir ein unmöglicher Zustand zu sein, zumal ja jede Gemeinde eine gesetzliche Verpflichtung hat, so ein Archiv zu führen. Ich habe mir dann diese Unterlagen genommen und mit Kollegen geordnet, die auch Zeit hatten und die Gemeinde nichts kosteten – das ist immer wichtig. Bei der Durchsicht dieser Archivalien, alter Gemeinderatsprotokolle, alter Akten, bin ich auf den Räuber Knapp gestoßen, und der hat mich so interessiert, dass ich dann in meiner Freizeit fast unter dem Dach lebte und dort nach weiteren Informationen zu dieser Person gesucht habe. Dabei bin ich auf all diese Figuren gestoßen, die in „Bonifaz und der Räuber Knapp“ vorkommen, und habe sie ein bisschen in Romankleidung gebracht. Denn Akten sind ja nüchtern und kalt, und ich habe ihnen Leben eingehaucht, damit Kinder das lesen konnten. Akten lesen Kinder ja nicht. Was ich wollte, war eigentlich eine Sozialgeschichte eines Dorfes. Es stört mich immer, wenn unsere Kinder über Cowboys in Texas alles wissen, aber kaum etwas über die eigene Geschichte. Zu 80% sind die Begebenheiten und Figuren im „Räuber Knapp“ also historisch nachweisbar. Ich habe aber die Charaktere ein bisschen geschönt. Ganz so edel wie im Buch waren sie in Wirklichkeit wohl nicht. Auch was die böse Roman-Figur des Schulmeisters angeht, muss man die historischen Umstände sehen. Der wirkliche Schulmeister hatte es auch verdammt schwer, mit einer Klasse von 100 Schülern. In der unteren Klasse waren nicht ganz so viele, aber auch an die 90 Kinder. Der Unterricht fand in einem Raum von den Ausmaßen eines größeren Wohnzimmers statt. Da konnte der Lehrer nicht durch die Reihen gehen und schauen, was die Schüler machten. Er konnte sie nur rufen, und dann hat der Angerufene über die Mitschüler hinübersteigen müssen, um vor der Klasse versohlt zu werden. Das diente dann als abschreckendes Beispiel, und nur so konnte der Lehrer herrschen. Ich habe fast ein bisschen Verständnis für ihn, denn es war damals wirklich nicht ganz so leicht. Was interessant war an dieser Sozialgeschichte, das war die Situation der Frau. Die Frau war ja damals null-Komma-null in der Öffentlichkeit. Zu Hause durfte sie vieles machen, vielleicht hat sie auch in manchen Fällen dominiert, aber eben nur im familiären Bereich. In der Öffentlichkeit war die Frau nicht vorhanden. Frauen der Unterschicht werden in den alten Protokollen des Archivs vom Schultheiß nur als „die Weibslut“ bezeichnet, das muss man sich mal vorstellen. Oder wenn eine Frau Witwe geworden war, dann wurde sie in den Akten nicht etwa als „Johanna Maier“ geführt, sondern als „Wilhelm Maiers Witwe“. Einen eigenen Vornamen hat man ihr also nicht zugestanden. Ich kenne noch eine schöne Geschichte, die zeigt, was die Frau damals wert war. Im Dorf-Gefängnis hat immer eine Frau eingesessen – kaum je ein Mann. Die Frauen wurden wegen sogenannter Unzucht inhaftiert. Unzucht meinte im damaligen Sprachgebrauch unehelichen Geschlechtsverkehr oder uneheliche Schwangerschaft. Heiraten aber durften die jungen Leute der Unterschicht nicht. Sie hätten dafür nämlich den sogenannten „Nahrungsstand“ nachweisen müssen. Es gab ja weder Rente noch Krankenversicherung. Die Gemeinde, sprich die reichere Bauernschaft, musste für die Armen aufkommen. Daher wollte die Gemeinde solche armen Leute nicht heiraten lassen, denn man fürchtete eine Vermehrung der Armut. Die Vermehrung hat sich aber trotzdem

nicht unterbinden lassen, denn eigenartigerweise haben die jungen Leute auch damals bestimmte Tätigkeiten sehr geschätzt. Es gab folglich viele uneheliche Kinder, und sie in die Welt zu setzen, galt als Delikt, für das die Frauen eingesperrt wurden. Der jeweilige Mann kam eigenartigerweise ungeschoren davon. Man nahm wohl an, er habe mit der Angelegenheit nichts zu tun gehabt. Hierzu möchte ich eine kleine Geschichte aus einem Weiler erzählen, der zu meinem Dorf gehörte. Wiederum ein Schulmeister – dieser stammte aus Heilbronn – hatte sein Schulmeistergeschäft aufgesteckt und war Bauer geworden. Er hatte einen größeren Hof gekauft. In der damaligen schlechten Zeit hat man solche Höfe recht billig haben können. Die Frau dieses Bauern nun lag ständig im Kindbett – er hatte entsprechend viele Kinder. Kaum war sie aufgestanden, kam schon wieder ein Kind. Während seine Frau im Kindbett lag, nahm sich der Bauer die Magd ins Bett. Dazu hatte er ja durchaus die Macht, er war ja wer. Und wenn die Magd nicht gefügig gewesen wäre, hätte er sie entlassen können: „An Lichtmess suchst du dir was anderes.“ Es war also für die Magd eine Existenzfrage, deshalb ist sie in der Regel dem Bauern, dem mächtigen Mann, zu Willen gewesen. Irgendwie ist das herausgekommen, obwohl sie kein Kind erwartete. Der Kirchenkonvent, der ja über die Moral wachte, tagte daraufhin und teilte dem Gemeinderat als der weltlichen Obrigkeit und dem Schultheis mit, dass eben diese beiden Unzucht trieben. Der Gemeinderat beschloss dann laut Protokoll, dass die Magd binnen 48 Stunden aus dem Dorf zu jagen sei. Das wird wohl auch so geschehen sein. Interessant ist, dass der betreffende Bauer natürlich nicht aus dem Dorf gejagt worden ist. Es kommt noch interessanter. Der Bauer war im Gemeinderat und hat vielleicht über das Urteil mit abgestimmt!

Ihrem Roman sind also intensive sozialgeschichtliche Studien vorausgegangen. Können Sie uns auch etwas von der authentischen Geschichte des „Räuber Knapp“ berichten, der dem Buch ja den Titel gegeben hat?

Ich empfehle das Buch, da steht fast alles drin. Aber die Gestalt hat tatsächlich gelebt. Heute noch gibt es im Wald bei dem Dorf Graab eine Straßenwindung, die die „Knappskurve“ genannt wird. Es existiert auch noch eine „Knappshöhle“. Da führe ich immer Schulklassen hin, weil sie unbedingt sehen wollen, wo der Räuber Knapp gehaust hat. Von ihm erzählt man sich viele Geschichten. Leider verlieren sie sich mittlerweile, weil die alten Leute wegsterben. Aber ich habe selber noch sehr viele Erzählungen von Einheimischen gehört. Inzwischen ist das Buch auf dem Markt, und die Dorfbewohner haben es auch alle gelesen. Erstaunlicherweise glauben sie sich jetzt zu erinnern, dass alles so war, wie ich es im Roman beschreibe.

Das ist eine interessante Beobachtung zu dem Verhältnis zwischen Fiktion und Wirklichkeit, dass man mit der Fiktion Wirklichkeit herstellt, die dann wieder als authentisch anerkannt wird. Es besteht offenbar ein Wechselverhältnis zwischen der sogenannten authentischen Geschichte und dem, was Sie als Autor damit machen – auch indem Sie literarische Charaktere entwerfen. In diesem Zusammenhang wüsste ich gerne, wie viel Idealisierung denn in die Figur des liberalen Schulmeisters geflossen ist, der im Roman die repressive Lehrgestalt ablöst? Kommt hier vielleicht die Autorintention zum Ausdruck, dem Beispiel autoritärer Gewaltpädagogik einen moderneren Entwurf entgegenzusetzen zu wollen? Oder gibt es auch noch für diesen pädagogischen Sympathieträger irgendwelche Quellenbelege?

Man kennt zwar den Namen des Nachfolgers von Lehrer Neumeier, wie der Schulmeister Altmeier aus dem Buch in Wirklichkeit hieß. Es gibt also einen Namen des neuen Lehrers, nur in Erscheinung getreten ist diese Person aktenmäßig nicht. Und was in den Akten nicht steht, das kann ich nicht nachlesen. Also habe ich mir diese Figur ein wenig geformt. Der neue Lehrer gehört zu den rund 20 %, die geschönt sind. Weil ich selbst einmal Lehrer werden wollte, lag mir daran, nicht nur einen schlechten, sondern auch einen guten Schulmeister vorzuführen. Nur der alte Schulmeister ist ja aktenkundig geworden, nur über ihn habe ich authentisches Material. Das ergibt eine hochinteressante Story. Der ist ja mit nichts ins Dorf Graab gekommen und ist Schulmeister geworden. Er hat nur ein bisschen die biblische Geschichte gekannt, hat gewusst, wo Palästina ist, und mehr hat er damals eigentlich nicht gebraucht. Er hat lediglich aus dem Spruchbuch die Sprüche kennen und vermitteln müssen, und die hat er auch immer nur geprüft. An Pfingsten sind die Schüler damals in der Kirche geprüft worden und haben ihre Zeugnisse erhalten. Das kommt auch in meinem Buch vor. Ich habe noch von diesem Schulmeister Neumeier ausgestellte Zeugnisse. Er hat die Noten nach der Vermögenslage der Eltern vergeben. Selbstverständlich hat der Neffe vom Schultheiß, also mein Protagonist Bonifaz, keine schlechte Note haben dürfen. Er hatte immer die beste Note,

das war „gut“, die nächst schlechtere, „ziemlich gut“, kam bei ihm schon nicht mehr vor, denn er war ja perfekt, nicht wahr. Natürlich waren die sieben Schulkinder vom Schulmeister selber auch alle so gut. Und der Freund von Bonifaz, also der Sohn des Räubers Knapp, hatte natürlich die schlechtesten Noten, die man sich vorstellen kann. Übrigens war die Schule unter geistlicher Aufsicht. Der Pfarrer kontrollierte die Schule. An höherer Stelle waren die Zustände aber niemandem bekannt, und so ein Schulmeister hat wirklich tun können, was er wollte. Dieser Schulmeister Neumeier war in der Gemeinde unabhkömmlich, weil er hat schreiben können. Es musste ja ab und zu auch etwas ans Oberamt geschrieben werden. Man brauchte jemanden, der schreiben und bei kirchlichen oder sonstigen Behörden vorsprechen konnte. Der Schulmeister hatte auch die Aufsicht über den Friedhof. Das war ein Privileg, das er sehr ausgenutzt hat. Auf dem Friedhof konnte er seine Gänse und Ziegen weiden lassen und hat so reichlich Fleischnahrung bekommen.

Es geht in Ihren Romanen also oft um schwere, um lausige Zeiten, auch im 19. Jahrhundert. In solch feindlicher Umgebung müssen sich Kinderfiguren durchschlagen und die schlimmen Verhältnisse irgendwie überstehen. Unter diesen unfreundlichen Umständen gelingt es den Protagonisten dennoch, Freundschaft zu schließen. Das Thema Freundschaft zieht sich als roter Faden durch Ihre Erzählungen. Zusätzlich ist mir noch eine weitere Problematik aufgefallen, nämlich die der männlichen Identitätsfindung. Es kommen sehr zärtliche Beziehungen zwischen Jungen zustande, zuweilen deutet sich auch mal ein Interesse an Mädchen an. Es scheint, dass die Figuren sich ihrer eigenen geschlechtlichen Identität nicht sicher sind. In welchem Zusammenhang steht in Ihren Texten das Thema der Jungenfreundschaft zur Entwicklung einer männlichen Geschlechtsidentität?

Die heutigen Kinder, die ja nur cool sind, haben Schwierigkeiten mit Freunden, egal ob männlich oder weiblich. Ich war vor einigen Jahren bei einem Symposium in Bayern, wo es um diese Freundschaften zwischen Jungen ging. Dort ist eine Schulklasse gewesen, eine Art Vorführklasse, die nach ihrer Meinung gefragt wurde: „Sagt mal, wie seht ihr das, dass sich die zwei Jungen einen Kuss geben?“ Die Jungen reagierten mit Stillschweigen, die Mädchen aber sagten: „Unter uns ist so etwas üblich. Das ist nichts Schlechtes, sondern sogar etwas sehr Schönes.“ Die Jungen blieben weiterhin stumm. Nach mehrmaliger Aufforderung stand dann doch einer auf, das muss der Klassenprimus gewesen sein, und sagte: „So etwas kennen wir nicht.“ Nachfrage: „Warum kennt ihr das nicht? Wollt ihr das nicht?“ „Ha, mögen täten wir schon, aber dann sind wir ja gleich schwul.“ Jungen haben cool zu sein, Zärtlichkeit scheint eben heutzutage in eine Jungenfreundschaft nicht hineinzugehören. Ich kann bestätigen, dass es früher so etwas gab – zu meiner Zeit – auch bei mir. Wir hatten den ganz großen Vorteil, dass wir von Homosexualität keine Ahnung hatten, wir wussten ja gar nicht, was das ist. Ein heutiges Kind von elf Jahren kann mich über Masochismus und was weiß ich nicht alles aufklären, das kennt sich besser aus als ich – das ist heute halt so üblich. Sicherlich ist es nicht schlecht, wenn man Bescheid weiß, aber ich bin mir fast sicher, dass dieses Wissen vieles unmöglich macht und verdirbt. Also diese ganz, ganz frühe Aufklärung, die auch Abwehr beinhaltet, finde ich nicht so besonders gut.

Auch in „Bonifaz und der Räuber Knapp“ wird das Thema der Geschlechtsidentität angesprochen, denn der Protagonist wird für eine gewisse Zeit von einer weiblichen Verwandten betreut, die ihn wie ein Mädchen behandelt. Das führt dazu, dass er ein mädchenhaftes Äußeres annimmt, sein Haar lang trägt und von seiner Umgebung als weiblich angesehen wird. Hier schreitet die Umwelt aber durchaus ein und befundet, dass ein härterer, ein männlicher erzieherischer Einfluss nötig sei. Bonifaz scheint diesen erzieherischen Einflüssen und Interventionen ambivalent gegenüber zu stehen. Einerseits möchte er wohl nicht zum Mädchen gemacht werden, andererseits empfindet er es als befreiend, als ihm schließlich die längeren Haare auch vom neuen Vormund zugestanden werden. Können Sie etwas zu dieser Ambivalenz der Figur sagen?

Man muss sich das alt-württembergische pietistische Dorf vorstellen, in dem die Geschichte spielt. Ich brauche nun sicherlich nicht zu erläutern, worum es hier geht. Das Leben in so einem Dorf war geprägt von bestimmten Mechanismen. Der Mann hatte seine Aufgaben und dominierte, die Frau hatte nur in der Küche zu sein und Kinder zu gebären. Der Mann hat bestimmt, er war der Bauer, er hat eingeteilt, er hat gesagt, was gearbeitet wird. Bonifaz ist nun ein Junge, der aus der Stadt kommt und von seiner Tante erzogen worden ist, die außer ihrem Vater nie einen Mann kennengelernt hatte und unbedingt aus dem Bonifaz eine Bonifazine

machen wollte. Und das ist ihr auch – Kinder verstehen das gar nicht – bis auf eine Kleinigkeit gelungen. Das Leben in diesem Dorf läuft aber in bestimmten Bahnen ab. Ein Junge muss dort ein Mann werden. Da duldet niemand, dass er zart und wie ein Mädchen behandelt wird. Deswegen werden ihm auch gleich die Haare abgeschnitten, er wird geschoren wie ein Hammel, und dem hat er sich zu fügen. Dass der Onkel dann irgendwann eine Zuneigung zu seinem Neffen entwickelt, lässt ihn von dieser männlich-harten Erziehung ein bisschen abkommen. Diese Erziehung war aber ganz selbstverständlich damals in einem württembergischen Dorf. Die Kinder, vor allem die Jungen, hatten hart zu sein und zugleich gläubige Christen, Untertanen der Kirche und des Königs. So sollten sie auf ein arbeitsames Leben vorbereitet werden. Das war das wichtigste.

In der Beschreibung dieser hierarchischen Strukturen klingt ein weiteres Thema Ihrer Texte an, nämlich das Thema willkürlicher, missbräuchlicher Macht, der sich die Figuren zum Teil widersetzen und verweigern. Woher rührt diese Kraft der kindlichen Figuren?

In „Bonifaz und der Räuber Knapp“ verfügt ja die Figur des Schulmeisters, eine überaus markante Figur, über unumschränkte Macht in der Schule. Die Jungen wehren sich aber dagegen, weil sie erkennen, dass der Schulmeister ungerecht ist, dass er straft, ohne dass irgend ein Grund vorhanden ist, aus reiner Selbstherrlichkeit. Die Schüler bringen es dann so weit, dass der Lehrer die Klasse verlassen muss und hinausgeworfen wird, weil alle rebellieren. Das muss man sich in einer Zeit vorstellen, in der eine demokratische Regung überhaupt nicht möglich war. Man hatte die Obrigkeit, also Vater, Lehrer, Bürgermeister oder Schultheiß und Pfarrer einfach zu respektieren. In der damaligen Zeit mussten die jungen Leute mit 16 Jahren mehrere Huldigungen machen. Das geht aus alten Protokollen hervor. Der junge Mann musste eine Landeshuldigung machen und er musste eine Erbhuldigung machen, also dem König gegenüber. Mit drei oder vier Huldigungen musste er anerkennen, dass er sich jeglicher Obrigkeit zu fügen hatte. Wenn man die Unterlagen liest, glaubt man gar nicht, dass das erst etwa 130 Jahre her ist. Die damaligen Machtverhältnisse schienen unaufhebbar. Trotzdem haben die Kinder den Schulmeister durch eine gemeinsame Aktion geliefert, weil ihnen seine Ungerechtigkeit unerträglich geworden war. Allerdings muss man dazu sagen, dass der Rädelsführer derjenige war, der aus der Stadt gekommen war, also der Bonifaz. Dessen Vater war ja auch Gymnasiallehrer, also Lateinschullehrer gewesen. Da hat der Sohn sicherlich einiges mitbekommen.

Bonifaz als literarische Figur legt eigene moralische Maßstäbe an und übernimmt sie nicht unbesehen von herrschenden Autoritäten. Er hat dem Wertesystem der Erwachsenen ein eigenes entgegensetzen, und das macht ihn zu einer sehr starken Figur. Er bezieht für sich Stellung zu den Vorurteilen und Ressentiments der Erwachsenen, die alles Fremde auszugrenzen suchen.

Was die Masse denkt, gilt ja als relevant. Die Möglichkeit, gegen solch eine Volksmeinung anzugehen, ist nicht groß. Trotzdem versucht es Bonifaz immer wieder, und steter Tropfen höhlt den Stein.

Ich möchte gerne noch auf ihre neueste Veröffentlichung zu sprechen kommen. Das ist eine kürzere Erzählung, erschienen in einem Sammelband mit dem Titel „Von gestern und morgen“. Der Band enthält sämtlich Texte, die einen historischen Bezug zu je einem Jahrhundert unserer Zeitrechnung herstellen, und Sie haben eine Geschichte über das 17. Jahrhundert beigesteuert. Sie heißt „Das Muttermal“, und es geht in ihr wiederum um Freundschaft, Macht und soziale Ausgrenzung. Auffallend ist im Vergleich mit Ihren sonstigen Arbeiten die veränderte Erzählweise. Wie lässt sie sich begründen?

Ja, ich konnte nicht anders. Diese Geschichte spielt im 17. Jahrhundert. Ich habe mir dieses 17. Jahrhundert auswählen dürfen, und man weiß in der Regel nicht, dass Hexen auch Männer und Kinder waren. Da gab es also sehr viele Prozesse, aufgrund derer man siebenjährige Kinder z. B. als Hexer oder Hexen verbrannt hat. Über die Methode, wie man zu diesem Urteil gekommen ist, schreibe ich in der Geschichte. Warum der Stil so ist? Es ist eine traurige Geschichte. Ich habe noch nie so eine traurige Geschichte geschrieben. Obzwar angeblich viele nach dem Bonifaz oder nach dem Nepomuk auch ein paar Tränen haben, sind diese Romane doch positiv und gehen verhältnismäßig gut aus. Nur diese Geschichte hat kein gutes Ende. Ein zwölfjähriger Junge wird als Hexer enthauptet. Nicht verbrannt, sondern enthauptet, weil er – glücklicherweise muss man sagen – adelig ist, und einen Adligen – er ist auch der Neffe

des Bischofs – verbrannte man nicht gerne. Das hat man den unteren Schichten des Volkes überlassen, im Feuer zu sterben. In der Erzählung ist nichts Freundliches, nichts Nettes, nichts Liebliches. Es ist eine ganz trübe, traurige Geschichte. Da konnte ich auch nicht meinen sonstigen Stil verwenden, der ja immer etwas Leichtes hat. Das musste ein ganz neuer Stil sein, der wirklich dieser traurigen Atmosphäre gerecht wird. Das ist anderen auch aufgefallen. Der Professor Tabbert hat das auch festgestellt und meinte, das sei ein ganz neuer Stil. Ich habe es gar nicht so gemerkt. Ich habe nur alles weglassen müssen, was nach Fröhlichkeit, nach Freude, nach Lieblichkeit aussieht.

Neu ist auch, dass Sie gerade bei einem Thema, das weiter noch in die Geschichte zurückreicht als Ihre anderen Texte, auf modernere Züge des Erzählens zurückgreifen. Der gleiche Vorgang ist aus zweierlei Figurensicht erzählt. Diese Struktur des Erzählens ist mir stärker aufgefallen als die unerfreulichen Inhalte oder stilistischen Besonderheiten.

Ja, so habe ich das gar nicht empfunden. Ich habe halt die Geschichte geschrieben. Es ist ja immer schön, wenn dann Professoren und Leute, die dazu geeignet sind, etwas interpretieren, was ich gar nicht so gemerkt habe. Jemand hat sogar eine Dissertation geschrieben über meine Bücher – was der alles gefunden hat, auf die Idee bin ich gar nicht gekommen. Also da bin ich ehrlich, ich meinte, der Stil muss hier so sein, anders geht es nicht. Die beiden Ebenen haben mich wirklich gereizt, denn es wäre sicherlich etwas zu naiv geworden, wenn ich nur den Jungen hätte erzählen lassen. Deswegen habe ich auch den Franziskanerpater erzählen lassen, der das wieder aus einer ganz anderen Perspektive sieht, und da wollte ich dann auch etwas Intellektuelleres drin haben. Aber das ist schon ein Problem bei Kinder- und Jugendbüchern. Ich möchte nie im Leben Kinderbücher schreiben und auch keine Jugendbücher, sondern ich möchte Bücher schreiben, die gelesen werden. Erfahrungsgemäß werden die meisten meiner Bücher von Erwachsenen gelesen, aber man muss sie dann so schreiben, dass sie auch Kinder lesen können, das ist mir wichtig. Ich hoffe, das gelingt mir ein bisschen.

Vielleicht können wir uns jetzt einen Eindruck von ihrem Schreiben verschaffen, indem sie aus ihren Büchern einige Passagen vorlesen.

Herr Holub liest „Lausige Zeiten“, S. 58-61 (Weinheim: Beltz & Gelberg 1997), die Erzählung „Der neue Personalausweis“ (Bahn frei Classe de Terminale, Deutschlehrbuch für französische Gymnasien, Didier, S. 89), „Der rote Nepomuk“, S. 135-139 (Weinheim: Beltz & Gelberg 1993) sowie die Erzählung „Die zehn Tage mit Klementa Kordick“ (Anthologie „Alles Liebe und so weiter“, Weinheim: Beltz & Gelberg 1998, S. 107-112).

Fragen aus dem Publikum

Lassen Sie sich beim Schreiben von anderen Autoren inspirieren?

Ich habe natürlich viele Autoren gelesen, die Kinderbücher geschrieben haben, aber ein Autor muss sich hüten, irgend etwas zu übernehmen, irgend einen Stil oder auch Ideen. Das ist immer eine Gefahr. Zur Zeit lese ich deshalb ganz wenige Kinderbücher. Mich reizen ein paar, z.B. „Harry Potter“. Ich möchte wissen, warum der zu Millionen verkauft wird. Aber dann habe ich immer ein bisschen Angst, ich könnte etwas von dem fremden Stil übernehmen oder vielleicht auch die eine oder andere Idee. In meinem letzten Buch, das noch beim Verlag ist, also dem dritten böhmischen Buch, habe ich beschrieben, wie der Protagonist über die Grenze geht, obwohl er damit rechnen muss, dass die Tschechen und die Russen ihn gleich unter Beschuss nehmen, wenn sie ihn sehen. Das ist also ganz gefährlich, aber er muss Kinder über die Grenze bringen, deren Vater in Ostrau im Kohlenbergwerk gestorben ist und deren Mutter auch gerade verstorben ist. Die Kinder müssen aus dem tschechischen Gebiet herausgebracht werden, zu ihren Verwandten in Deutschland, und da hilft der Protagonist. An der Grenze begegnet er mit einem Fünfjährigen auf den Schultern einer Patrouille, und ausgerechnet in diesem Moment muss der Kleine mal. Der Protagonist hält dem Kind natürlich den Mund zu, damit es nicht gehört wird, und da pinkelt der Junge ihm auf die Schulter. Nachher habe ich mich geärgert, weil Günter Grass in seinem letzten großen Jubiläumsbuch eine ähnliche Episode geschrieben hat. Meine war sicherlich älter. Als ich sie geschrieben habe, kannte ich den Text von Günter Grass noch gar nicht. Ärgerlicherweise könnte es aber jetzt so aussehen, als

hätte ich das bei Grass gelesen und dann abgeschrieben. Ich habe auch ein bisschen Angst, dass ich von anderen Autoren tatsächlich irgend etwas übernehmen könnte, vor allem stilistisch. Davor hüte ich mich sehr.

Einflüsse durch andere Literatur müssen aber nicht unbedingt ehrenrührig sein, sondern können durchaus auch legitim sein.

Man könnte nur zu viel von der eigenen Art verlieren. Also ich bin da ein bisschen komisch, ich habe eine Vorstellung von meinem Stil, und den möchte ich nicht sehr verändern. Ab und zu muss man es, wie wir an der letzten Geschichte von dem Hexer gesehen haben, aber im Großen und Ganzen möchte ich meinen Stil beibehalten und auch nicht arg beeinflussen lassen. Wenn ich jetzt vier Bände „Harry Potter“ lese, dann beeinflusst der vielleicht meinen Stil, weil er ja so erfolgreich ist.

Als Sie den „roten Nepomuk“ geschrieben haben, wollten Sie da wirklich ein Buch schreiben oder wollten Sie zunächst Ihre Erinnerungen festhalten?

Ich hatte drei Ziele, einmal wollte ich diese Erlebnisse meinen Kindern und meinen Enkeln erhalten, die ja alle erst später geboren sind. Sie sollten auch von Freundschaft etwas erfahren und dass es möglich ist, Freundschaften zu pflegen, ohne dass das Umfeld es gestatten will, dass man also wirklich außerhalb der Gesellschaft solche Freundschaften eingehen kann. Und zum Dritten – und das war eigentlich mein Hauptanliegen – wollte ich der Jugend zeigen, dass eine kleine Gruppe von machtbesessenen, hasserfüllten Menschen ganze Völker durcheinander bringen kann – so wie Henlein und Hitler, die ja dieses Durcheinander geschaffen haben. Ich wollte da zur Vorsicht mahnen. Um es mit Marie Ebner-Eschenbach zu sagen: Hütet euch vor denen, die Hass predigen. Das war ein Leitmotiv für mich, zu erkennen: Passt auf, wenn wieder so etwas kommt, wenn wieder solche Hassprediger auftauchen, passt auf, da muss man sich abschotten, dagegen muss man etwas tun. Ich war damals der Meinung, dass nicht alles, was geschrieben wird, auch gedruckt werden muss. Darauf bin ich erst später gekommen, als ich ab und zu etwas gelesen habe und meinte, den Vergleich aushalten zu können. Aber ursprünglich habe ich nicht für eine Veröffentlichung geschrieben. Die Überlegung, es könnte ein Buch werden, war natürlich immer da, aber es hat sich ja gezeigt, dass ich das erste Manuskript dann sehr lange in der Schublade habe liegen lassen.

Sind Ihre Bücher auch ins Tschechische übersetzt?

Ja, die gibt es im Tschechischen. Die Bücher sind zum Teil sogar ins Amerikanische übertragen, der Bonifaz zum Beispiel. Das hat mich sehr gewundert. In den USA mache ich tatsächlich ein Geschäft. Viel bleibt für mich allerdings nicht übrig, denn es gibt nur eine Lizenzgebühr. Die Hälfte kassiert der Verlag. Der Verkauf des „Bonifaz“ ist aber in Amerika ein Bombengeschäft. Woran das liegt, weiß ich nicht, vielleicht daran, dass der Räuber Knapp nach Amerika ausgewiesen wurde oder daran, wie die Illustratorin das Titelbild gestaltet hat. Der Räuber hat darauf den Bonifaz auf dem Arm, beide tragen Lederhosen und Tiroler Hosenträger und sehen aus, wie sich die Amerikaner halt die Deutschen vorstellen. Vielleicht ist es wirklich das Bild, das so zieht. Aber ich habe auch schon Briefe von kleinen Lesern bekommen, alle in Englisch. So gut Englisch kann ich gar nicht, aber das ist immer recht nett. Ich freue mich darüber. Da möchte ich geschwind noch etwas sagen, nämlich wie wichtig es ist, dass man, wenn man historische Hintergründe recherchiert, ganz genau arbeitet. Ich habe aus Essen, von einem 10jährigen Schüler, einen Brief bekommen, der hat mir geschrieben, er habe die Seelbergstraße in einem Straßenverzeichnis von Stuttgart gefunden. Dieser junge Bub hat also den Stadtplan von Stuttgart studiert, obwohl er in Essen zu Hause war! „Aber“, hat er geschrieben, „Graab schreiben Sie mit zwei ‚a‘, und ich habe nur eins gefunden mit einem ‚a‘“. Dann habe ich ihm Gott sei Dank zurückschreiben können, dass man früher dieses Graab mit zwei ‚aa‘ geschrieben hat. Da war er zufrieden. Mir ist aber im „Bonifaz“ ein ganz übler Fall passiert: Dort sagt der Schultheiß an einer Stelle mal so en passant: „Ich lass mich doch von dem nicht verarschen“. Das war ganz falsch, denn das Wort ‚verarschen‘ ist erst fünf Jahre später aufgekommen. Das hat übrigens ein Schullehrer, ein Schulmeister, gemerkt und mir mitgeteilt. Das ist dann in einer späteren Auflage korrigiert worden. Und in den „Lausigen Zeiten“ habe ich einmal geschrieben: „...die Weiden haben schon Würstchen“. Das kann natürlich nicht sein, denn nicht die Weiden haben Pollen-Würstchen, sondern die Haselnuss-Stauden! Noch ein Beispiel: Ich habe in den „Lausigen Zeiten“ wiederholt die abendlichen Verdunkelungszeiten während des Krieges erwähnt. Diese Zeiten waren genau festge-

legt: Am 20. November etwa begann die Verdunkelung exakt um 17.38 Uhr. Genau zu diesem Zeitpunkt hatte man das Rollo herunterzulassen, und es durfte wegen der Luftangriffe kein Licht mehr nach außen dringen. Wegen solcher Daten habe ich in der Landesbibliothek in Stuttgart einen ganzen Jahrgang des „Völkischen Beobachters“ durchgearbeitet, damit mir nur ja kein Fehler passierte. Da habe ich auch keinerlei Rückmeldungen zu irgendwelchen Ungenauigkeiten bekommen. Im Moment schreibe ich an einem Roman, der von der Napoleonischen Zeit handelt. Dazu habe ich wiederum in meinem alten Archiv einen Vorgang gefunden. Man muss wissen, dass König Friedrich erst durch Napoleon König geworden ist. Erst durch diesen ist sein Land groß geworden. Vorher war es ja nur ein kleines Herzogtum. Dafür hat Friedrich Napoleon immer Soldaten geliefert und ist mit ihm in den Krieg gezogen. Auch auf dem furchtbaren Russlandfeldzug hat er ihn begleitet. 15.400 württembergische Soldaten sind mit Napoleon nach Russland gezogen. Heimgekommen sind 300. Dazu habe ich in meinem Archiv einen Vorgang gefunden: Nur einer von 15 Graabern ist aus Russland zurückgekommen, und der ist dann auch in seinem weiteren Leben gescheitert. Über diesen Mann schreibe ich gerade ein Buch. Ich meine, man muss aufpassen, dass nicht wieder solche Napoleone kommen.

Sind Sie zu Lesungen auch schon in Tschechien gewesen, und wenn ja, wie hat das Publikum reagiert?

Sehr erstaunt, denn den Menschen dort ist ja vierzig Jahre lang erklärt worden, die Deutschen seien erst mit Hitler ins Land gekommen, um dann mit Hitler wieder hinausgeworfen zu werden. Dass 700 Jahre lang Deutsche auf ihrem Gebiet gelebt haben, hat man den tschechischen Bürgern verschwiegen. Meine historische Darstellung hat unter den Zuhörern sicher auch Misstrauen geweckt, ich könnte ein geschichtsverfälschender Hitler-Anhänger sein. Es gibt aber sehr viele tschechische Professoren, die das verbreitete Geschichtsbild ihrer Landsleute zurechtrücken wollen. Zu diesem Zweck hat sich jetzt auch eine deutsch-tschechische Historikerkommission gebildet. Auf unserer Seite hat ja die sudetendeutsche Landsmannschaft zu viel Einfluss und hält Informationen über die Zeit des Nationalsozialismus zurück, zum Beispiel über den böhmischen Dichter Hans Watzlik, der auf grausam kitschige und schmalzige Weise dem Führer gehuldigt hat. Nachdem das herausgekommen ist, hat man nach ihm benannte Straßen umgetauft. Bei der Landsmannschaft hat man dieses Wissen über Watzlik jahrzehntelang unterdrückt und unter den Teppich gekehrt. Durch die aktuellen Enthüllungen stirbt jetzt sozusagen ein Heiliger. Solche Dinge sind peinlich, sorgen für Verwirrung und verhärten die Feindschaft zwischen Landsmannschaft und Nationaltschechen. In solche Angelegenheiten muss Licht gebracht werden, und da erwarte ich mir viel von dieser Historikerkommission. Denn das deutsch-tschechische Verhältnis funktioniert ja heute immer noch nicht. Aber mit diesem Thema könnten wir einen ganzen Abend füllen.

Mich würde interessieren, ob Sie als Schüler schon gerne geschrieben haben oder ob Sie erst später den Zugang zum Schreiben gefunden haben?

Ich habe mich gewundert, dass diese Frage bisher noch nicht gekommen ist. Ich habe als Kind sehr viel gelesen. Als Zehnjähriger hatte ich die Stadtbücherei schon leer gefegt von der Literatur, die ein Kind lesen durfte. Erwachsenenliteratur galt ja als schädlich für Kinder. Man befürchtete, Kinder könnten dadurch verdorben werden. Nachdem ich die Kinderliteratur ausgelesen hatte, hat man mir daher unverfängliche Bücher zugeschoben mit Titeln wie „Das Bohren von Brunnen unter Berücksichtigung von...“ Ich habe also sehr gerne gelesen, und irgendwann kommt ja jemandem, der viel liest und zur Sprache ein Verhältnis entwickelt, die Idee, es selbst einmal mit dem Schreiben zu versuchen. So habe ich schon früher Glossen für Gewerkschaftsblätter und für Zeitungen geschrieben, sogar im „Lahrer Hinkenden Boten“ wurde eine Geschichte aus meiner Jugend veröffentlicht. Das ist ein renommierter Kalender gewesen, der älteste, den es überhaupt gibt. Ich habe also früher schon geschrieben, nur musste das immer schnell, schnell gehen, weil ich ja anderes zu tun hatte. Unser Lebensstandard war nämlich gleich Null, als meine Eltern und ich nach Deutschland kamen. Wir haben uns erst eine Existenz aufbauen müssen. Lehrer konnte ich nicht werden, obwohl andere aus meiner Umgebung mit der gleichen Ausbildung sofort Lehrer geworden sind. Es gab viele Nazis, und man hat Lehrer gebraucht, die nicht belastet waren. Ich bin aber nicht dazu gekommen, weil es eine Flüchtlingsquote gab. Aus den Ostgebieten sind viele Lehrer gekommen, die beamtet waren, und die mussten natürlich zuerst eingestellt werden. Sie waren natürlich auch durchweg nicht in der Partei gewesen, weil sie von ihrer Heimat so weit weg waren, dass

niemand etwas anderes hätte bezeugen können. Die sind also alle durchweg sauber gewesen und konnten natürlich Lehrer werden, weil sie schon Beamte waren. Ich war irgendwann gar nicht mehr böse, dass mir das nicht gelungen ist. Ich habe eine Jugendfreundin aus der „Lau-sige-Zeiten“-Zeit, die Konrektorin in Passau war, an einer großen Schule. Sie hatte ein goldiges Wesen, aber sie ist am Lehrerberuf kaputt gegangen. Sie hat auch nicht geheiratet, denn ihr Ein und Alles war die Schule, und das hat sie nicht ganz verkraftet. Da habe ich mir gedacht, siehst du, Josef Holub, das ist dir erspart geblieben.

Ich wundere mich, dass Sie gar nichts zu Ihrem Buch „Juksch Jonas und der Sommer in Holundria“ sagen.

Ich habe letzte Woche fast ununterbrochen daraus vorgelesen, und jetzt hängt mir mein eigenes Buch so zum Hals raus, dass ich gar nichts mehr dazu sage. Das ist ein Buch über das einfache Leben. Ich meine, es ist durchaus möglich, einfach zu leben, man muss nicht so viel Technik haben, nicht so viel Zivilisation. Ich weiß von Lesern, die nach Beendigung des Buches in der Gegend herumgefahren sind und geschaut haben, wo es so eine alte Hütte gibt, nur mit Plumpsklo und ohne Strom und Wasser. Aber solche kleinen, abgelegenen Häuschen sind heute sehr selten. Es gibt bei den Menschen einen gewissen Drang zurück zur Natur, und davon handelt das Buch. Übrigens ist es auch fast autobiografisch, nicht was mich selbst, sondern was meine Kinder betrifft. Wir haben tatsächlich so ein Häuschen gehabt, und dort haben die Kinder fast alles erlebt, was im Buch steht. Die besten Bücher sind ja die, die aus dem Fundus der eigenen eigenen Erfahrung stammen, weil in ihnen auch ein Stück Seele steckt. Geschichten wie die von dem Jungen, der als Hexer enthauptet worden ist, geraten da vergleichsweise kalt und nüchtern.

Von Tatjana Jesch bearbeitete und von Josef Holub durchgesehene Fassung des Gesprächs